

RAP

Fanfarens fürs Kapital

Revolution im Sandkasten? Auf seinem neuen Album setzt der Berner Rapper Tommy Vercetti auf die Kraft der Metaphern statt auf Parolen.

VON VALERIO MEULI



Nur in der Kunst gibts Hoffnung: Rapper Tommy Vercetti (rechts) und Produzent Pablo Nouvelle. FOTO: JANOSCH ABEL

Er erzählt von seinem Job, der ihn kaputt macht – er arbeitet zu viel und verdient zu wenig. Bald reicht es ihm und er geht zu seinem Vorgesetzten: glatt rasiertes Gesicht, Krawatte, kantiger Haarschnitt, schwammig weisse Haut, ein dümmlich-fieser Blick. Der Vorgesetzte will nichts von den Problemen des Erzählers wissen, leitet ihn an die Chefetage weiter. Er tritt mit zittrigen Knien ins Büro ein, erblickt den Chef und merkt: «Glatt rasiert u Schlips, kantige Schnitt – det sitzt genau dr Glich!» Und so geht es weiter: auch der Richter, der Journalist, der Polizist – alle mit Schlips und kantigem Haarschnitt. Sogar der SP-Politiker, den der Erzähler als letzte Hoffnung ansteuert, schwadert nur etwas von Machtbalance. Und Tommy Vercetti rappt: «Machtbalance heisst: Ei Hand wäscht di anger, und nämer häbt mini.»

Es ist ein polemischer Einstieg in den Track «Vorem Gsicht» von Vercettis neuem Album «No 3 Nächt bis Morn». Darauf erzählt der Berner Rapper hauptsächlich Geschichten: von Mächtigen, Gutverdienenden und deren Privilegien – und vor allem auch von Benachteiligten. Vercettis Kritik an gesellschaftlicher Ungleichheit zieht sich durchs ganze Album, und in «Vorem Gsicht» spiegelt sie sich nicht nur im Text, sondern auch im Beat. Das Stück beginnt mächtig, mit einer langsam schleppenden Bassline, dazu pathetische Bläsermelodien. Dann bricht der Sound zusammen, kein Pathos mehr, nur noch Klavierbegleitung und ein zurückhaltender Beat. Für den Einzelnen spielen also keine Fanfaren mehr, der Rapper beginnt aus der Perspektive des frustrierten Angestellten zu erzählen.

Bruch mit dem Pathos

Vercetti fordert auf «No 3 Nächt bis Morn» den radikalen Bruch mit den aktuellen Verhältnissen. Er lässt damit einen Funken Hoffnung in der sonst eher düsteren Erzählwelt des Albums aufkommen. Im Intro schon wird angekündigt, dass wir es mit der Suche nach Hoffnung zu tun haben, diese Suche aber ganz und gar nicht einfach wird: «Mach öppis, wo Hoffnig git, vorwärts luegt», sagt der Rapper zu sich selbst und antwortet: «I cha nid.» Doch Vercettis Alter Ego weiss Rat: In der Kunst, da könne man alles.

Man findet viel Pathos auf diesem Album, doch an einigen Stellen wird damit auch wohlthuend gebrochen. So verbindet der Song «Caliban» zum Beispiel einen ironischen Text mit einem Beat, den man sonst eher in einem Latinclub erwarten würde. Betont fröhlich rappt Vercetti ein Loblied auf die Menschheit, was der Mensch für ein herrliches Geschöpf sei und wie glücklich sich die Erde schätzen könne, solche BürgerInnen zu beherbergen.

Einen Song widmet Vercetti zwei ganz speziellen Bürgern: dem Papst und einem Spekulanten. Im Dialog zwischen den beiden

übernimmt Vercetti die Rolle des Papstes, der Berner Rapper Dezmond Dez – schon lange ein Weggefährte Vercettis – gibt den Spekulanten. Die beiden spielen ein Szenario durch, der Spekulant will dem Papst die Sixtinische Kapelle abkaufen, er weiss, dass die Kirche knapp bei Kasse ist, und sagt: «Ig inveschtier' mis Gäud – dir missionieret d Wäut.» Der Papst kann nur zähneknirsch zustimmen – und dabei kommen dann Lines heraus wie: «Di liquide Mittle fähla, drum beschliessemer ds Gschäft ... I mein' gopferdeli: Was isch ä Botticelli gägä hundert gstopfti Belys.»

Wer die meisten Gützi hat

«No 3 Nächt bis Morn» ist ein musikalisch abwechslungsreiches Album, produziert wurde es vom Musiker Pablo Nouvelle. Poppige Beats wechseln sich ab mit sehr klassischen Samples, wie im Song «Güetzi», wo Vercetti über einer melancholischen John-Coltrane-Melodie von einem Spielplatz rappt, den seine Tochter besucht und auf dem ein kleiner Junge das Sagen hat. Der Junge bestimmt also, wer die Rutschbahn benutzen darf – aber warum? Bei Vercetti landen wir schnell beim Kapitalismus: Der Junge hat von allen Kindern nämlich die meisten Gützi – und führt diese gleich auch als Währung auf dem Spielplatz ein. Fortan dürfen die anderen Kinder, vor allem die Mädchen, zwar mittun beim Frisbeespielen, doch die Entscheidungen über Gützi fallen alleine der Anführer der Kinderbande und seine Entourage. Warum überhaupt jemand mehr Gützi hat als andere, das weiss niemand so genau – doch Hunger haben alle. «Güetzi» ist einer der stärksten Tracks auf dem Album – weil er auf die Kraft der Metapher setzt, nicht auf Parolen. Vercetti schafft es, eine Gesellschaftskritik anzubringen, ohne plump zu klingen, indem er sie in eine Sandkastengeschichte verpackt.

Die Kinder kämpfen bei Vercetti also um die Verteilung von Gützi. Und die Erwachsenen? Die sehnen sich nach Liebe. In «Romeo und Julia» fragt sich der Rapper, welchen Problemen die Liebe heute ausgesetzt ist. Wie kann Liebe gedeihen in schnelllebigen Überflussgesellschaften, in denen – so suggeriert Vercetti – alles austauschbar ist und alle nur noch zufällig miteinander zu tun haben? Wenn sie sich der ökonomischen Rechnerei widersetzt: «Wenn du mi liebsch muesch brächä ... miter Wäut, mitem Gäud, mitem Rächnä». Wenn also keine Küsse, Gefallen und Versprechungen mehr gezählt werden, nur dann bleibt auch die Liebe möglich.



Tommy Vercetti: «No 3 Nächt bis Morn». Eldorado Records. 2019.

IM AFFEKT

Selber schuld!

VON SILVIA SÜESS



Es hätte ein gemütlicher Geburtstagsapéro werden sollen, als plötzlich die Bierbüchsen und -flaschen geflogen kamen: Das Schauspiel, das sich Ende August im Berner Lorrainequartier abspielte, war beängstigend. Auf den von der Polizei freigeräumten Strassen bewegte sich eine Horde biertrinkender, johlender Männer vorwärts: Fans der serbischen Fussballmannschaft Roter Stern Belgrad – berüchtigt für nationalistische und homophobe Gesinnung –, die sich für das Spiel gegen die Young Boys aufwärmten. Als sie die LGBTQ-Fahne am Café Kairo sahen, brüllten sie uns an und bewarfen uns mit Bierbüchsen. Der Hass, der uns entgegenschwappte, war erschütternd. Die Kinder weinten, wir erstarrten – durch Glück wurde niemand getroffen.

Letzte Woche erfuhren wir, dass wir selber die Schuld am Gewaltausbruch tragen: «Die Belgrader Fans sammelten sich ruhig und geordnet in der Stadt Bern und verhielten sich

auch nach den Anweisungen der Kantonspolizei Bern. (...) Diese [die «Kairo»-Gäste] wussten nichts Besseres (...), als mittels Zeigen des Doppeladlers die Fans aufs Äusserste zu provozieren.» So zitiert der Gemeinderat die Polizei in der Antwort auf eine Kleine Anfrage der Fraktion Grünes Bündnis / Junge Alternative, in der sie der Polizei Überforderung vorwirft. Selber schuld also. Der Doppeladler also – wobei niemand von unserer «Kairo»-Gesellschaft diesen machte. Und kein Wort zur LGBTQ-Fahne. Echt jetzt?

Auf Nachfrage hält der zuständige Gemeinderat Reto Nause (CVP) fest: «Möglicherweise war es die Fahne, möglicherweise war es auch die Provokation durch den Doppeladler – wobei Provokation natürlich nicht Gewalt legitimiert.» Immerhin. Sonst müssen wir beim nächsten Fanmarsch noch die Regenbogenfahne abhängen, damit sich die armen Fans nicht provoziert fühlen.

Passender Song zum Thema: «Sälber gschuld» von Baby Jail.

AUF ALLEN KANÄLEN

Eine Lektion in Demut?

Gegen alle Widerstände deckte der Journalist Juan Moreno auf, wie sein «Spiegel»-Kollege Claas Relotius Geschichten fälschte. Sein Buch zum Fall ist trotzdem keine Abrechnung.

VON ANDREAS FAGETTI

Relotius? Bis vergangenen Dezember war der Name einer breiteren Öffentlichkeit nicht geläufig. Dann explodierte die Bombe: Claas Relotius (32), der gleich viermal den renommierten Deutschen Reporterpreis gewonnen hatte, war nicht der Ausnahmereporter, als der er gefeiert worden war. Tatsächlich war er ein Ausnahmebetrüger, der Dutzende Reportagen fälschte oder erfand. Relotius steht nun für ausgeklügelte journalistische Hochstapelei, für schweren Betrug und für das unglaubliche Versagen des wohl angesehensten Magazins im deutschsprachigen Raum, des «Spiegels».

Juan Moreno, freier Mitarbeiter beim «Spiegel», kam dem Betrüger auf die Schliche, als er Ende 2018 mit Relotius eine Reportage von der US-Grenze schreiben musste. In seinem gefeierten Buch «Tausend Zeilen Lüge» zeichnet Moreno nun nach, wie er das Betrugssystem des Kollegen aufdeckte, wie er, der Familienvater, dabei redaktionsintern selbst unter Druck geriet und um seine berufliche Existenz fürchten musste. Es ist ein gut recherchiertes Buch, es ist ein ehrliches Buch, es ist das Porträt einer abgehobenen Journalistenelite.

Juan Moreno, Kind spanischer Gastarbeiter, brachte mit seinen Recherchen nicht nur Claas Relotius zu Fall – er legt in dem Buch auch seine Verzweiflung, seine Selbstzweifel, seine Existenzängste und seine Motivation offen. Gelegentlich dringt Genugtuung durch die Zeilen, aber das Buch ist keine Abrechnung. Im Gegenteil, Moreno bricht eine Lanze für die Mehrheit der ehrlichen JournalistInnen, jene des «Spiegels» eingeschlossen. Die Branche – auch das ist typisch – hat einen neuen Helden, diesmal einen ehrlichen.

Alles für die Dramaturgie

Als Relotius' Betrugereien ans Licht kamen, überschlugen sich die KommentatorInnen. Das Problem waren plötzlich nicht der Betrüger und jene, die ihn über Jahre gewähren liessen, darunter auch «Weltwoche»-Chef Roger Köppel. Die Form der Reportage sollte jetzt schuld sein. Wie absurd. Manche sahen die Medienbranche am Ende. Das war sie natürlich nicht, es war bloss ein ziemlich heftiges, reinigendes Gewitter. Juan Moreno sagt auch dazu Kluges: Natürlich könne die Reportage nichts dafür. Diese journalistisch notwendige Form müsse nicht abgeschafft oder gar geächtet werden.

Wer im Feld recherchiert, Widersprüche herausarbeitet, seine Quellen offenlegt, Menschen trifft, sie fair beschreibt und akkurat zitiert, kann selbstverständlich auch nach Relotius noch Reportagen schreiben. Relotius hat all das nicht getan. Wer hingegen aus zwei oder drei realen Protagonisten allein aus dramaturgischen Erwägungen eine Kunstfigur fügt, lässt besser die Finger davon.

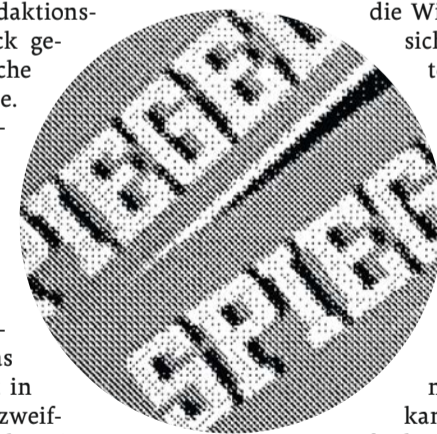
Wer führt Regie?

Wie die Branche mit dem Skandal umging, sagt so viel über die problematischen Seiten des Journalismus wie der Skandal selbst: JournalistInnen, gerade die eiteln, erfolgreichen und gefeierten, betrachten sich als Nabel der Welt, manche halten sich sogar für die Welt, sie übertreiben, spitzen zu und räumen nur widerwillig Fehler ein. Für manche ist

die Wirklichkeit ein Rohstoff, der sich zu vorgefassten Geschichten modellieren lässt. Dazu

gibt es ein unschönes Beispiel im Buch, ein E-Mail, das Moreno von seinem Vorgesetzten erhalten hat. Der gibt ihm Regieanweisungen – wie die Protagonisten zu sein haben, wie sie denken und fühlen sollen. Solche Geschichten findet man nicht auf der Strasse. Man kann sie im Büro schreiben. Dafür braucht es keine Reporter.

Der «Spiegel» hat übrigens erst reagiert, als sich der Betrug nicht mehr leugnen liess. Die direkt verantwortlichen Chefs Ulrich Fichtner und Matthias Geyer ignorierten alle Belege – und problematisierten stattdessen Juan Moreno, den sauber recherchierten Überbringer der schlechten Nachrichten. Immerhin ging der «Spiegel» mit dem Fall an die Öffentlichkeit, arbeitete ihn auf und publizierte eine ausführliche Rekonstruktion des Betrugssystems. Aber das kommt nicht an Morenos Buch heran. Jeder Mensch mache Fehler, und am besten räume man sie offen ein, so schreibt Moreno. Vielleicht habe der «Spiegel» dabei ja etwas gelernt, was ihm vor dem Fall Relotius eher fremd gewesen sei: Demut.



Juan Moreno: «Tausend Zeilen Lüge. Das System Relotius und der deutsche Journalismus». Rowohlt. Reinbek 2019. 288 Seiten. 29 Franken.